

The background of the entire cover is a dark, stormy night scene. A bright, jagged lightning bolt strikes the roof of a dilapidated, two-story stone house. The house is in a state of severe disrepair, with crumbling walls, broken windows, and a partially collapsed roof. It sits on a dark, grassy hill. The sky is filled with dark, swirling clouds, and rain is visible as streaks falling across the scene. The overall mood is ominous and foreboding.

Crime

SHORT STORIES

DAS VERLASSENE HAUS

von Beulah Poynter

CRIME SHORT STORIES

Das verlassene Haus

von

Beulah Poynter

Das verlassene Haus

I

Der strömende Regen, der seit einer Stunde unaufhörlich niederging, peitschte uns ins Gesicht. Der Wind pfiff durch die Bäume um uns herum und rüttelte so heftig an unserem kleinen Wagen, dass an ein Weiterkommen kaum noch zu denken war. Ein gleißender Blitz, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Donnerkrachen, ließ mich auf meinem Sitz zusammensucken und die Hände über den Ohren zusammenschlagen.

»Das war's wohl!«, rief mein Bruder, der vergeblich versucht hatte, das Auto sicher durch den Sturm zu steuern. »Da liegt ein Baum mitten auf der Straße!«

Er hielt an und richtete den Suchscheinwerfer auf das dunkle Hindernis. Es war ein riesiger Baum, der offenbar vom Blitz getroffen worden war und die gesamte Fahrbahn blockierte.

»Was um alles in der Welt sollen wir bloß tun?«, schluchzte ich hysterisch. »Wir können unmöglich bei diesem Unwetter im Auto bleiben – und wir sind meilenweit von der nächsten Menschenseele entfernt!«

Wir waren eine steile Steigung hinaufgefahren. Die schluchtartigen Abgründe zu beiden Seiten und die tief-schwarze Nacht hinter mir jagten mir Angst ein.

»Ich wünschte, wir hätten diese verrückte Autofahrt niemals angetreten«, jammerte ich. »New York ist mir gut genug. Alan, was sollen wir nur tun?«

»Ich schau nach«, antwortete er. »Zieh die Handbremse an! Der Hügel ist ziemlich steil und die Straße glatt. Wenn der Wagen ins Rutschen kommt, war's das.«

Er sprach zwar in einem scherzhaften Ton, aber ich merkte ihm seine Sorge an. Er stieg aus, ging zu dem gewaltigen, gefällten Baum hinüber und begutachtete ihn.

»Es hat keinen Zweck, Nell«, rief er mir entgegen und versuchte, den heulenden Wind zu übertönen. »Ich kriege ihn keinen Millimeter bewegt.«

Im kurzen Schein eines zweiten Blitzes erkannte ich etwa dreißig Meter entfernt zu unserer Rechten die schemenhaften Umrisse eines zweistöckigen Hauses.

»Alan, da oben steht ein Haus! Weiter oben auf dem Hügel!«, rief ich aufgeregt.

»Du hast recht, da ist tatsächlich eins. Entweder steht es leer oder die Bewohner schlafen schon längst. Ich fahre den Wagen an den Straßenrand, und dann rennen wir hinüber.«

Er setzte sich wieder ans Steuer, manövrierte den Wagen mit wenigen geschickten Lenkbewegungen an einen sicheren Ort und klemmte einen Stein unter ein Rad, damit das Auto nicht den Hang hinabrollen konnte.

»Stell deinen Kragen hoch! Der Regen fühlt sich draußen wie Eiswasser an. Das Haus ist wahrscheinlich weiter weg, als es aussieht.«

Er nahm meine Hand und half mir heraus. Ich trat tief in den Matsch und verlor beinahe das Gleichgewicht. Mit einem leisen Aufschrei klammerte ich mich an ihn, um nicht zu stürzen. Dann rannten wir los.

Es ging ununterbrochen steil bergan – viel steiler und be-

schwerlicher, als ich gedacht hatte. Und wie Alan gesagt hatte, prasselte der Regen wie Eiswasser auf meinen Nacken und meine Schultern. Ich zitterte am ganzen Körper, als wir schließlich die Veranda vor dem Gebäude erreichten.

Das Haus besaß weder einen Zaun noch schützende Bäume. Es stand isoliert auf einer Art Kuppe am Hang. Nirgendwo war Licht zu sehen. Alan holte seine Taschenlampe hervor. Ihr Schein führte uns zur Eingangstür, die trostlos an einer einzelnen Angel hin und her schwang und dabei ein schauriges Ächzen von sich gab, das selbst den Wind über-tönte. Wir klopfen erst gar nicht an, da wir uns sicher waren, dass niemand im Haus war – andernfalls wäre die Tür in einer solchen Nacht abgeschlossen gewesen.

»Müssen wir wohl froh sein, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben!«, gluckste Alan grimmig und schob mich als Erste hinein. Er zog die Tür hinter uns zu, um den Regen auszusperren, doch sie sprang sogleich wieder auf.

Wir befanden uns in einem langen, breiten Flur, der das Haus offenbar mittig teilte. Am äußersten Ende führte eine altmodische Treppe mit Geländer nach oben. Die Dielen knarrten und gaben unter unserem Gewicht nach, als wir vorwärtsgingen. Ich bildete mir ein, eine Ratte über meinen Fuß huschen zu sehen.

Es roch muffig und feucht, als sei das Gebäude seit Jahren unbewohnt. Es gab keinerlei Möbel, keine Vorhänge an den Fenstern, und die meisten Scheiben fehlten. Doch selbst im spärlichen Licht von Alans Taschenlampe ließ sich noch etwas von der einstigen Eleganz erahnen. Wahrscheinlich hatten früher gewaltige Scheithölzer in den mächtigen Back-

steinkaminen der beiden Räume gebrannt, die von dem Flur abzweigten. Die Holzverkleidungen schienen aus schwarzem Walnussholz zu sein, und die Böden waren einst zweifellos hochglanzpoliert gewesen, wenngleich sie nun abgetreten und dreckig waren. Der Putz blätterte von der Decke, und die Tapeten hingen in langen Streifen herab – einen ungemütlicheren Ort konnte man sich kaum vorstellen. Ich klammerte mich an Alans Arm, weil ich mich kaum weiter traute.

»Ich friere schrecklich«, wimmerte ich mit zahnklappernder Stimme. »Glaubst du, in der Küche gibt es einen Herd? Vielleicht finden wir etwas Papier und können ein Feuer machen.«

Alan antwortete nicht, sondern führte mich zum hinteren Teil des Hauses. Bevor er eine der Flügeltüren öffnete, zögerte er einen Moment, stieß sie dann jedoch auf und trat ein; ich folgte ihm. Es war eine altmodische Küche mit Backsteinboden. In einer Ecke stand ein zerbeulter, rostige Kohlenherd. Das Ofenrohr war abgestürzt und lag teilweise vor der offenen Ofentür auf dem Boden. Daneben stand eine Kiste voller alter Lumpen, abgebrochener Zweige und Zeitungspapier.

Alan drückte mir die Taschenlampe in die Hand und machte sich über das Holz her. Schon nach kurzer Zeit brannte ein Feuer im alten Herd, und die Küche füllte sich mit rußigem Rauch, aber auch mit wohltuender Wärme.

Ich zog meinen durchnässten Mantel aus und warf ihn zum Trocknen über die Kiste; Alan tat es mir gleich.

»Wenn ich jetzt noch eine Tasse Kaffee und ein Sandwich

hätte, wäre ich wunschlos glücklich«, sagte ich.

»Vergiss es!«, froitzelte er. »Daraus wird nichts. Aber wir können von Glück sagen, dass diese alte Bude so stabil gebaut ist. Wenn nicht, würde der Wind sie glatt aus den Angeln heben und im Abgrund versenken.«

Ich schauderte. »Lass uns nicht darüber nachdenken. Morgen früh ist das Auto vielleicht gar nicht mehr da.«

Um die Zeit zu vertreiben und uns vom Unwetter abzuulenken, schlug ich vor, uns etwas umzusehen und nachzuschauen, wie es im Obergeschoss aussah.

Als wir wieder in den langen Flur traten, fegte eine Windböe durch die pendelnde Tür und trieb einen regelrechten Regenschauer herein, der kleine Pfützen zu unseren Füßen bildete.

Ängstlich folgte ich Alan die breite Treppe hinauf. Mich überkam jenes unheimliche Gefühl, das einen in alten, unbewohnten Häusern beschleicht. Ich rechnete fast damit, dass ein Gespenst aus der Vergangenheit nach mir greifen oder uns auf dem Treppenabsatz etwas Schattenhaftes erwarten würde. Wir hielten inne und blickten uns um.

Vom Korridor gingen sechs völlig identische Türen ab. Bis auf eine standen alle einen Spalt breit offen – die sechste schien verschlossen zu sein.

II

Meine Neugier trieb mich zuerst zu dieser Tür. Ich drehte am Knauf, doch die Tür blieb zu.

»Blaubarts Kammer!«, spöttelte Alan. »Pass bloß auf, dass es dir nicht wie seinen Frauen ergeht.«

»Sie ist abgeschlossen.«

»Offensichtlich.«

»Ich frage mich, warum.«

»Vermutlich aus demselben Grund, warum die anderen offen stehen: Der Besitzer hat sich beim Auszug einfach nicht die Mühe gemacht, sie aufzuschließen.«

Ich drehte und rüttelte am Knauf, um die Tür aufzuzwingen, aber das Schloss hielt trotz seines Alters und Rosts stand. Alan lachte über meine Versuche und stieß dann die Tür zu seiner Rechten auf, die einen Spalt offen gestanden hatte. Sein überraschter Ausruf lenkte meine Aufmerksamkeit sogleich von der verschlossenen Tür ab.

»Was ist los?«, keuchte ich.

»Du meine Güte, Nell, sieh dir das an!«

Ich folgte ihm in den Raum. Was ich dort sah, versetzte mich ebenso in Erstaunen wie ihn. Im krassen Gegensatz zur Kahlheit der unteren Räume war dieser Raum wunderschön eingerichtet. Kostbare Stoffe verdeckten die bröckelnden Wände, und auf dem Boden lagen Teppiche. Die Möbel waren offensichtlich neu, und obwohl sie ein wenig prunkvoll wirkten, zeugten sie von Geschmack.

Ein Tisch in der Mitte des Raumes war mit einer Damastdecke, Porzellan und Silber wie für eine Mahlzeit gedeckt.

Auf ihm standen eine halb leere Flasche Wein und zwei Gläser; in einem davon befand sich noch Alkohol. Sogar ein Laib Brot, etwas Aufschnitt und Reste von Salat waren zu sehen. Eine offene Picknicktasche stand auf einem Stuhl neben dem Tisch.

Ich sah Alan verblüfft an. Er blickte mich ebenso erstaunt an.

»Ich verstehe das nicht ganz«, murmelte er. »Hältst du es für möglich, dass hier jemand wohnt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wo doch das ganze Erdgeschoss verfällt und von Ratten wimmelt? Nein, das ist ausgeschlossen.«

»Nell, dieses Brot ist ganz weich.« Er hob den Laib an und drückte mit dem Finger in die Kruste. Dann blickte er besorgt über die Schulter zu den samtigen Vorhängen, die eine Doppeltür verdeckten.

Ich wusste nicht warum, aber mich überkam ein Frösteln. Wenn man nach ihrer Position ging, musste diese Doppeltür genau in das Zimmer führen, das vom Flur aus verschlossen gewesen war.

Alan dampfte seine Stimme ein. »Entweder ist jemand im Haus oder vor Kurzem hier gewesen«, sagte er. »Das Essen ist frisch. Aus irgendeinem Grund wurde es nicht aufgegeben.«

Ein leiser Schrei entfuhr mir – halb vor Protest, halb vor Angst –, als er die Vorhänge beiseite schob und die schweren Flügeltüren dahinter aufzog.

Dann schrie ich vor Entsetzen auf. Auf einem Himmelbett lag ein Mann im Abendanzug. Selbst im spärlichen Licht

von Alans Taschenlampe brauchte es keinen zweiten Blick, um zu erkennen, dass er tot war. Dass er durch Selbstmord oder Mord umgekommen sein musste, war offensichtlich: Auf dem weißen Hemdeinsatz prangte ein scheußlicher roter Fleck, und die blaue Seide und Spitze der Tagesdecke waren blutgetränkt.

»Mein Gott!«, flüsterte Alan heiser.

Wie um die Grausamkeit dieser Szene noch zu unterstreichen, zuckte genau in diesem Moment ein Blitz auf und erhellte die reglose Gestalt auf dem Bett. Der darauffolgende Donner schien den Himmel zu spalten. Der tobende Wind rüttelte am Haus und ließ die Läden eines Fensters lautstark schlagen.

»Lass uns ... lass uns hier verschwinden!«, schluchzte ich.

»Das ist furchtbar, ich halte das nicht aus!«

»Das sieht ganz nach Mord aus«, murmelte er.

Wie gegen seinen Willen trat er näher an das Bett heran. Ich beobachtete ihn fasziniert, wie er den Lichtkegel über das Gesicht des Toten gleiten ließ. Doch aus Angst vor den Schatten hinter mir und der Dunkelheit des Raumes, den wir gerade verlassen hatten, schlich ich mich nah an ihn heran.

Fast wie aus einem Mund riefen wir aus: »Richter MacPherson!«

Es war ein großer, magerer Mann mit rötlich-grauem, etwas zu langem Haar, einem gelblichen Bart und ohne Schnurrbart. Seine Blicke waren scharf und grausam, sein Gesicht von Falten durchzogen. Zu Lebzeiten war MacPherson ein Mann gewesen, den man nicht so leicht vergaß und selbst im Tod nicht verwechseln konnte. Der Mann, der da

vor uns lag, war ohne jeden Zweifel Richter MacPherson. Dann bemerkte ich an seinem Finger einen ungewöhnlichen Saphir-Diamant-Ring, den ich erst einen Monat zuvor auf einer Abendgesellschaft bewundert hatte.

»Es ist Mord«, sagte Alan. »Beraubt wurde er jedenfalls nicht. Ich frage mich, ob es hier ein Telefon gibt.«

»Warum?«

»Um die Polizei zu rufen, natürlich.«

»Hier gibt es keins, da bin ich mir sicher.«

Ich sollte recht behalten. Obwohl die beiden Räume, die wir betreten hatten, möbliert waren und bewohnt wirkten, befanden sich alle anderen im selben verfallenen Zustand wie das Erdgeschoss. Nirgendwo gab es ein Telefon.

Nach einer Weile schloss Alan die Doppeltür wieder und zog die Samtvorhänge zu. Schweigend, benommen und vom Entsetzen gepackt kehrten wir in die Küche zurück. Das Feuer, das wir gemacht hatten, spendete zumindest etwas Leben und Wärme. Der Schrecken über unsere Entdeckung machte es uns unmöglich, in den möblierten Räumen im Obergeschoss zu bleiben.

»Heute Nacht können wir nicht mehr weiterfahren«, sagte er. »Bei Tageslicht finden wir vielleicht eine Umleitung, aber im Dunkeln können wir es nicht riskieren. Wir wissen nicht, wie nah die Straße am Abgrund vorbeiführt.«

Ich konnte das Bild des Toten nicht aus meinem Kopf bekommen, wie er oben in seinem eigenen Blut lag – mitten im prunkvollen Luxus aus Samt und Seide, das unangetastete Essen direkt neben sich. Noch vor kurzer Zeit hatte er mit uns am selben Tisch gegessen, ein geselliger Gastgeber,

wenn auch von etwas sarkastischem Humor. Da ich ihn als harten, grausamen Richter kannte, zweifelte ich keinen Augenblick daran, dass er ermordet worden war.

»Alan«, flüsterte ich, aus Angst, von Ohren gehört zu werden, die für immer taub waren, »was glaubst du, wer ihn getötet hat?«

Er schüttelte den Kopf. »Hunderte von Leuten könnten ihm den Tod gewünscht haben. Rache ist hier ganz eindeutig das Motiv.«

Während er sprach, weiteten sich seine Augen, und ich hörte, wie er scharf nach Luft schnappte. Dann sah ich den Grund dafür: Mein Automantel, den ich zum Trocknen aufgehängt hatte, war verschwunden! Alans Mantel hing noch genau an der Stelle, wo er ihn abgelegt hatte.

»Hier ist jemand im Haus!«, rief ich heiser.

»Ja. Der Mörder von MacPherson ist noch hier!«

»Was hast du vor?«, jammerte ich, als er sich abrupt umdrehte und die Küche verlassen wollte.

»Ihn suchen«, antwortete er düster.

»Aber du bist unbewaffnet! Ein Mann, der verzweifelt genug ist, einen Mord zu begehen, wird nicht zögern, auch dich umzubringen.«

In diesem Moment drang ein seltsames Geräusch durch das Heulen des Landes und das Prasseln des Regens an unsere Ohren. Es war unverkennbar das Schnurren eines Motors.

Wir rannten zum Fenster und blickten trotz des strömenden Regens in die Dunkelheit hinaus. Zuerst sahen wir gar nichts. Doch dann hoben sich gegen den dunklen Himmel

die Umrisse eines anderen Gebäudes ab – nicht so groß wie das Haus, in dem wir uns befanden, aber zweifellos eine große Scheune.

»Unser Mann ist da drin«, sagte Alan.

»Er war im Haus, als wir ankamen, und ist zur Scheune geflüchtet, während wir oben waren. Er hat dort draußen ein Auto. Das ist der Motor, den wir gehört haben.«

»Geh nicht raus! Alan, geh nicht da raus!«, flehte ich, aber meine Proteste waren vergebens.

Eine Tür führte von der Küche auf eine Sommerveranda und von dort aus weiter zur Scheune. Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, stürzte er bereits durch die Tür hinaus in den Sturm. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Ich spürte, dass ich lieber einem lebenden Mörder gegenüberstehen wollte, als allein in diesem riesigen Haus bei seinem totgeprügelten Opfer zu bleiben.

Ehe wir die Scheune erreichten, bog ein Wagen, den man in der Dunkelheit an seinen langen, flachen Konturen erkennen konnte, auf die Straße vor uns ein. Seine Scheinwerfer waren ausgeschaltet, sodass man den Insassen nicht sehen konnte.

Alan rief ihm mit einer Entschlossenheit zu, die bis an die Grenze des Leichtsinnigen ging: »Halt! Bleiben Sie stehen, wo Sie sind!«

Das Auto kam auf uns zu. Der Motor stotterte; der Wagen schlingerte leicht, als würde er von einem Betrunknen oder jemandem gefahren, der nicht mit einem Lenkrad umgehen konnte.

Alan wiederholte seinen Befehl und trat entschlossen mit-
ten auf den Weg. Der Wagen kam abrupt zum Stehen.

»Sie können heute Nacht nicht weiterfahren«, sagte Alan.
»Die Straße ist gesperrt. Wer auch immer Sie sind – Sie wä-
ren ein Narr, es bei diesem Unwetter zu versuchen.«

Die Person am Steuer antwortete nicht, sondern wendete
das Auto und fuhr zurück zur Scheune. Wir folgten ihr.

Als wir ein Tor erreichten, erhellte plötzlich ein Lichtstrahl
den Durchgang. Er stammte von einer Kerosinlampe, die
von einer Gestalt im Automantel gehalten wurde – einem
Mantel, den ich sofort als meinen eigenen wiedererkannte.
Es war eine kleine, unverkennbar weibliche Gestalt.

»Ich gehe mit Ihnen zurück ins Haus«, sagte sie. »Schließ-
lich ... was macht das schon für einen Unterschied?«

Die Frau, die da stand und die Laterne über ihren Kopf
hielt, war Geschöpf von tragischer Schönheit. Sehr jung
schien sie nicht mehr zu sein – vielleicht Ende dreißig –, aber
ihre kleine, fast kindliche Statur verlieh ihr das Aussehen ju-
gendlicher Frische. Große, dunkle Augen brannten in einem
blassen Gesicht, dessen Blässe durch ihren knallroten Mund
noch verstärkt wurde. Massen von blau-schwarzem Haar
fielen ihr über die Schultern auf den Lederkragen meines
Mantels. Offenbar hatte sie ihn nur hastig übergeworfen,
denn er war nicht Knöpfen geschlossen und gab den Blick
frei auf das schimmernde Satin eines Abendkleides.

Bei einem kurzen Blick bemerkte ich ihre durchnässten sil-
bernen Schuhe und den schlammbespritzten Saum ihres
Kleides. Die Silberspitze, die es säumte, war voller Schlamm
und Blutsprenkel. Ein Poncho-Umhang, den sie offenbar bei

der Fahrt getragen hatte, lag klatschnass auf dem Sitz des Roadsters.

Einen angespannten Moment lang starrten wir uns an – die fragile, unendlich mitleiderregende Frau auf der einen Seite, Alan und ich auf der anderen. Dann schwankte sie, als wollte sie ohnmächtig werden. Ich machte einen Schritt auf sie zu, aber sie fing sich wieder und lachte leise.

»Es ist nicht sehr gemütlich hier draußen«, sagte sie mit melodischer Stimme. »Im Haus ist es etwas besser.«

Schweigend stapften wir durch das überwucherte Gras und Unkraut zurück. Unsere Füße sanken tief in den schwammigen Boden ein. Alan nahm ihr die Laterne ab und leuchtete uns den Weg ins Haus.

»Ich ... ich gebe Ihnen Ihren Mantel zurück«, sagte sie mit halb entschuldigendem Tonfall und ging auf den Herd zu, der von Alans Feuer noch rot und behaglich glühte. »Ich brauche ihn jetzt nicht mehr. Ich wollte ihn wirklich nicht stehlen. Ich hoffte nur, ihn wieder zurückzugeben ... Ich war einfach verzweifelt.«

Als wir schwiegen, stockte ihr der Atem. Dann fuhr sie mit gespielter Mut fort:

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen keine bessere Gastfreundschaft bieten kann, aber ...« Eine Geste ihrer schmalen, blässen Hand sagte mehr, als Worte es je vermocht hätten.

»Uns keine bessere Gastfreundschaft bieten ...?«, wiederholte Alan verständnislos.

»Ja. Dies ist mein Zuhause. Doch es ist nicht mehr so wie damals, als ich noch hier lebte.«

»Ich ... ich verstehe nicht ganz«, stammelte ich.

III

Um Alans Lippen bildete sich eine schmale, weiße Linie. Ich wusste, dass er sich fragte, in welcher Beziehung diese schöne, blasse Frau zu dem Toten im Obergeschoss stand – ob sie ihn selbst getötet hatte oder ob sie überhaupt von seiner Existenz gewusst hatte. Sie schien meine Gedanken zu erraten, denn das zaghafte Lächeln auf ihren Lippen erstarb. Ihre dunklen Augen weiteten sich und schienen noch dunkler zu werden. Ihre Hände hoben sich zitternd, sanken dann jedoch hilflos an den Seiten ihres orchideefarbenen Kleides herab.

»Ja«, sagte sie mit tonloser Stimme, als antworte sie auf eine unausgesprochene Frage. »Ich habe ihn getötet. Ich war oben in der Kammer, als Sie den anderen Raum betraten. Während Sie sich dort umsahen, schlich ich durch die Tür, die ich von innen verriegelt hatte, und huschte die Treppe hinunter. Ich nahm Ihren Mantel und rannte hinüber zum Stall. Ich wollte gerade wegfahren, als Sie mich zurückriefen. Vielleicht war es ganz gut so. Es spielt ohnehin keine Rolle mehr.«

»Sie haben Richter MacPherson getötet?«, keuchte ich.
»Warum?«

»Kannten Sie ihn?«

»Sehr gut.«

Ein rätselhaftes Lächeln umspielte ihre vollen, weich geschwungenen Lippen, die an die eines Kindes erinnerten. In diesem Lächeln blitzte für einen flüchtigen Moment eine ganze Welt voller Lebenserfahrung und Tragik auf. Es ließ

ihr Gesicht im Schein der Öllampe seltsam gealtert und verhärtet wirken. Plötzlich schien es mir, als blickte ich nicht mehr auf die Frau selbst, sondern auf die Trümmer einer einstigen Schönheit – auf eine zutiefst verletzte, gepeinigte Seele.

»Ich frage mich, wie gut Sie ihn wirklich kannten«, sagte sie wie zu sich selbst. »Jedenfalls nicht so gut wie ich.«

»War er Ihr Liebhaber?«, fragte Alan.

Wir sprachen unwillkürlich leiser, als passten wir uns ihrem Tonfall an. Seltsamerweise weckte die Frau selbst in mir weit mehr Interesse als der Umstand, dass sie Richter MacPherson getötet hatte. Auf Alans Frage hin schüttelte sie den Kopf; um ihre Lippen zuckte ein verächtlicher Zug.

Nach einer kurzen Pause sagte sie: »Möchten Sie, dass ich Ihnen alles erzähle? Irgendwie habe ich das Gefühl, es würde mich erleichtern. Ich bin mit den Nerven völlig am Ende. Es ist schließlich etwas Schreckliches, ein Menschenleben auszulöschen – mitanzusehen, wie die Seele aus einem Körper weicht, selbst wenn man weiß, dass dieser Mann ein Scheusal war und den Tod mehr als einmal verdient hätte. Wenn ich verhaftet werde, werde ich schweigen. Sie können mit mir machen, was sie wollen. Aber ich werde nicht zulassen, dass die Zeitungen und ihre sensationsgierigen Leser sich an meinem elenden Untergang weiden. Sie wissen nicht, wer ich bin, und ich kenne Sie nicht. Wir werden uns nie wiedersehen. Irgendetwas sagt mir, dass Sie mich bei Anbruch des Tages ziehen lassen und Ihren eigenen Weg gehen werden. Deshalb möchte ich, dass Sie die Wahrheit erfahren.«

Sie war merkwürdig gefasst. Nur die Totenblässe ihres Gesichts und das Glänzen in ihren dunklen Augen verrieten den Aufruhr, der in ihrem Inneren tobte. Alan und ich hingen förmlich an ihren Lippen. Jedes eigene Wort schien überflüssig. Sie fröstelte. Wortlos schob Alan die Kiste, auf die er seinen Mantel geworfen hatte, näher ans Feuer und half ihr behutsam, sich daraufzusetzen.

»Soll ich nach oben gehen und Ihnen einen Stuhl holen?«, fragte er.

»Nein! Nein! Um Himmels willen, nein!«, verlor sie für einen kurzen Moment die Beherrschung. Doch schon im nächsten Augenblick wirkte sie wieder so ruhig und beherrscht wie eine feine Dame beim Nachmittagstee.

Alan und ich ließen uns zu ihren Füßen auf dem Boden nieder. Donner und Blitze hatten aufgehört; abgesehen vom stetigen Tropfen des Regens war die Nacht vollkommen still.

Auf meine überreizten Nerven wirkte es wie eine Ewigkeit: Die Frau saß da, die Hände locker im Schoß gefaltet, und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf eine rot glühende Stelle am alten Herd. Ein- oder zweimal blickte sie ängstlich über die Schulter, als erwarte sie, der von ihr getötete Mann könnte jeden Moment in der Tür hinter ihr erscheinen.

»Ich wurde in diesem Haus geboren, bin hier aufgewachsen und habe hier geheiratet«, begann sie schließlich. »Auch mein kleiner Sohn kam hier zur Welt. Damals war es ein wunderschönes altes Anwesen. Wenn man es heute sieht, kann man sich kaum vorstellen, wie es früher war. Als jun-

ges Mädchen erlebte ich das Haus voller junger Leute, die lachten, tanzten und das Leben genossen. Wir veranstalteten Maiserntewettbewerbe in der Scheune, Halloween-Partys und Bälle. Im Winter gab es Schlittenfahrten und geschmückte Weihnachtsbäume.

Wie oft bin ich diesen langen Hügel hinabgerodelt und unten im Schnee gelandet! Dann heiratete ich einen Mann, den ich über alles liebte. Er vergötterte mich. Er stellte mich auf ein Podest, als wäre ich mehr als nur ein gewöhnlicher Mensch. Er war tiefreligiös, vielleicht ein wenig streng; aber weil ich Geselligkeit und junge Gesellschaft schätzte, luden wir weiterhin viele Gäste zu uns ein. In diesem Haus gab es damals keine finsternen Winkel wie heute – die Lampen brannten immer hell. Stets hörte man lachende Stimmen und Musik ...«

Sie sprach sehr langsam, fast pedantisch, als wähle sie jedes Wort mit Bedacht und sei sich seiner nicht ganz sicher. Es klang beinahe so, als spreche sie eine fremde Sprache.

»Als mein Junge geboren wurde, waren mein Mann und ich überglücklich. Nicht einmal die Tatsache, dass er ein zartes, kränkliches Kind war, konnte unsere Freude trüben. Ein ganzes Jahr lang kämpften wir um sein Überleben – dann begann er zu gedeihen und wurde so kräftig und rosig wie die anderen Kinder, die mit ihren Eltern zu Besuch kamen. Um diese Zeit vertiefte sich mein Mann vollkommen in seine Arbeit. Er verfasste ein historisches Werk, das ihn ganz in Beschlag nahm. Weil ich mich einsam fühlte, fuhr ich oft in die Stadt ins Theater – meistens in die Nachmittagsvorstellungen – und kehrte zum Abendessen zurück. Manchmal

fuhr ich erst später und blieb über Nacht.

Damals ahnte ich nicht, dass er eifersüchtig und misstrauisch geworden war. Hätte er doch nur ein Wort gesagt! Doch er schwieg – bis es zu spät war. Ich war damals so furchtbar naiv.

Weil ich ihn nicht stören und meinen Freunden nicht zur Last fallen wollte, übernachtete ich die wenigen Male in einem kleinen Hotel und ging allein vom Theater dorthin.

Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als ich eines Abends um die Ecke zu meinem Hotel in einer Seitengasse bog und plötzlich ein Mann seine Hand auf meine Schulter legte. Noch ehe ich protestieren konnte, eröffnete er mir, dass ich verhaftet sei.

Ich war viel zu betäubt und fassungslos, um nach dem Grund für diesen Übergriff zu fragen; ich konnte nur immer wieder meine Unschuld beteuern. Man schleifte mich zum Polizeigericht und stellte mich vor einer grinsenden, gaffenden Menge an den Pranger. Dieser Mann dort oben stellte mir unanständige Fragen, verhöhnzte meine Beteuerungen der Unschuld und ließ mich schließlich mit zwei betrunkenen Prostituierten und einer halb irren alten Frau in eine Zelle sperren. Ich schämte mich so sehr, war derart entsetzt und doch so felsenfest davon überzeugt, am nächsten Morgen freigelassen zu werden, dass ich meinen Mann gar nicht erst anrief. Es kam mir nicht im Traum in den Sinn, dass man mich als Straßendirne abstempeln und ins Gefängnis werfen würde. Aber genau das geschah!

Richter MacPherson – ein Mann von Welt, der eigentlich in der Lage sein sollte, Frauen richtig einzuschätzen – lachte

mich aus. Mit einer einzigen abfälligen Handbewegung und einem einzigen Wort verurteilte er mich zu sechs Monaten Haft und einer lebenslangen Hölle! Solange ich lebe, werde ich sein Gesicht nicht vergessen!

In derselben Nacht erkrankte mein Kind. Mein Mann suchte nach mir – und erfuhr dabei, dass ich wegen Straßenprostitution im Gefängnis saß!

Da schlugen seine Eifersucht und sein Misstrauen vollends in lodernde Flammen um, und er war sofort bereit, das Schlimmste von mir zu glauben.

Ich habe ihn danach nur noch ein einziges Mal gesehen. Bei diesem Treffen verstieß er mich als eine Frau, die es nicht wert sei zu leben – als ein Wesen, das zu verdorben sei, um dieselbe Luft wie mein Kind zu atmen. Dann eröffnete er mir, dass der Junge tot sei. Zwar erwirkte er meine Entlassung, aber es war zu spät.

Als ich aus dem Gefängnis freikam, ging ich zu Richter MacPherson nach Hause. Ich weiß noch, wie er beim Abendessen saß. Er war äußerst ungehalten darüber, dass eine blasse, heruntergekommene, ungepflegte Frau seine Mahlzeit störte, und machte aus seinem Ärger keinen Hehl. Ich hielt ihm vor, was er mir, einer völlig unschuldigen Frau, angetan hatte, und verlangte, dass er dieses Unrecht wiedergutmache.

Sein Gesicht zeigte dasselbe spöttische Grinsen wie damals bei der Urteilsverkündung.

›Wie sollte ich das wohl anstellen, meine Liebe?‹, erwiderte er.

›Gehen Sie zu meinem Mann!‹, schrie ich verzweifelt – da-

mals hatte ich noch nicht gelernt, mich zu beherrschen. ›Sagen Sie ihm, dass ich unschuldig bin – vollkommen unschuldig! Mein Baby ist tot ... aber wenn er mich zurücknimmt, habe ich vielleicht noch eine Chance. Sie müssen es ihm erklären, Sie müssen es ihm begreiflich machen!‹

Er lachte – er lachte mir mitten ins Gesicht.

›Eine alte Masche, meine Liebe!‹, höhnte er. ›Eine uralte Geschichte. Fällt Ihnen Frauen denn nie etwas Neues ein? Natürlich seid ihr alle unschuldig, keine von euch gibt je ein Vergehen zu. Es tut mir leid, falls Ihr Kind wirklich tot sein sollte – vorausgesetzt, Sie hatten überhaupt eins. Aber ich werde ganz sicher nicht dazu beitragen, einen Mann zu hintergehen, der offenbar nach festen Prinzipien handelt. Wenn Sie nicht leiden wollen, benehmen Sie sich gefälligst. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen. Guten Abend!‹

Dann wies er mir die Tür. Ich glaube, in diesem Moment verlor ich den Verstand. Ich weiß noch, wie ich draußen stand, gegen die Tür hämmerte, Flüche gegen ihn ausstieß und schrie, er müsse meine Unschuld beweisen und mir meinen guten Namen zurückgeben. Dann packte mich jemand, und man schleppte mich erneut auf die Wache. Ich verließ sie mit einer weiteren sechsmonatigen Haftstrafe wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses.

Als ich diesmal entlassen wurde – betäubt, gebrochen und um Jahre gealtert –, begriff ich, dass nichts auf der Welt meine Ehre wiederherstellen konnte. Diese zweite Verhaftung, herbeigeführt von dem Mann, der mich ins Verderben gestürzt hatte, brandmarkte mich für immer. Ich erfuhr, dass mein Mann sich hatte scheiden lassen, den gesamten Haus-

rat verkauft hatte und nach Frankreich ausgewandert war.

Ehemalige Freunde gingen auf der Straße grußlos an mir vorüber. Niemand auf der ganzen Welt war mir geblieben. Ich war praktisch mittellos. Zwar gehörte mir noch dieses Haus, aber ich hatte kein Geld für die Instandhaltung und konnte unmöglich hier leben. Die Erinnerungen drohten mich um den Verstand zu bringen. Zudem glaubte ich, jeder kenne meine Geschichte, und ich ertrug die verächtlichen Blicke nicht.

Immer wieder spielte ich mit dem Gedanken, mir das Leben zu nehmen. Doch ein einziger Gedanke hielt mich stets davon ab: mein unerbittlicher, an meiner Seele nagender Hass auf den Mann, der mich verurteilt hatte.

Eines Tages wurde mir schlagartig klar, warum mir dieses furchtbare Schicksal widerfahren war: Ich sollte das Werkzeug sein, um unzählige andere Frauen vor einem ähnlichen Los zu bewahren! Es sollte meine Aufgabe sein, die Welt von der giftigen Schlange zu befreien, die Unschuldige vernichtete und noch über ihr Werk spottete. Bei dem Gedanken daran, was ich tun würde, empfand ich fast schon Genugtuung. Was machte es schon, dass ich für seinen Untergang auch meinen eigenen herbeiführen musste? Ich wurde tatsächlich zu dem, wozu er mich damals gestempelt hatte. Ich war schön; bald begriff ich, dass ich begehrenswert war und Männer betören konnte.

Ich erlernte alle Kniffe und Verführungskünste des ältesten Gewerbes der Welt und war fest entschlossen, mich an den Meistbietenden zu verkaufen. Meine Bildung, meine Weltgewandtheit und mein gesellschaftlicher Schliff kamen

mir dabei zugute. Verstehen Sie mich recht: Ich bewegte mich stets im Rahmen des Gesetzes und trat niemals ordinär auf. Ich ging kein Risiko ein, noch einmal verhaftet zu werden. Meinen neuen Namen, den ich in der Halbwelt angenommen hatte, hielt ich makellos – wenn man es so nennen will. Ich stieg zur Tonangeberin in jenen Kreisen auf, in denen Mätressen über Ehefrauen spotteten und Liebhaber höher im Kurs standen als Ehemänner.

Zu meiner großen Genugtuung fand ich heraus, dass Richter MacPherson trotz seiner scheinbaren Strenge und Frömmigkeit eine verhängnisvolle Schwäche für Frauen hatte. Die angebliche Pflegebedürftigkeit seiner kranken Frau diente ihm als bequeme Ausrede für seine Eskapaden. Sie wissen es natürlich nicht, da er die Sache vertuschen ließ – aber ich war es, die seine Scheidung herbeiführte.

Ich brauchte drei Jahre, um ihm vorgestellt zu werden – doch keine drei Stunden, um ihn vollkommen einzufädeln. Es war kaum verwunderlich, dass er in der lächelnden, eleganten und weltgewandten Dame nicht die halb verrückte, verwahrloste Bettlerin vom Polizeigericht wiedererkannte.

Er befand sich genau in jenen empfänglichen Jahren, in denen ein Mann spürt, dass ihm die Jugend entgleitet, und das herannahende Alter ihm Liebesabenteuer verbieten will. Getrieben von dem verzweifelden Wunsch, jung zu bleiben, warf er sich mir förmlich an den Hals. Er zweifelte keinen Augenblick daran, dass ich genau die war, für die ich mich ausgab: eine geschiedene Frau, die durch enttäuschte Gefühle etwas verbittert gegenüber Männern geworden war, sich jedoch insgeheim nach einem liebevollen Beschützer sehnte.

Ich spielte meine Karten geschickt aus. Ich kombinierte die Zurückhaltung eines unschuldigen Mädchens mit den Verlockungen einer Kurtisane, um ihn zappeln zu lassen, bevor er zu diesem Beschützer wurde. Danach war alles ein Leichtes.

Er ahnte nicht, warum ich Treffen am Wochenende vorschlug und dieses Anwesen nach und nach zu unserem Treffpunkt machte. Von Anfang an stand für mich fest: Da dies das Heim war, das er zerstört hatte, sollte er auch hier zugrunde gehen.«

»Mit seinem Geld wurden die Zimmer im Obergeschoss eingerichtet. Ziemlich makaber, nicht wahr?«

»Können Sie sich den Ekel vorstellen, den ich bei jeder seiner Berührungen empfand? Wie ich innerlich erschauerte, wenn er mich in die Arme nahm? Und wie ich innerlich auf-lachte und den Höhepunkt des Ganzen herbeisehnte? Er nannte mich ein bezauberndes Kind mit eigenwilligen Ideen, als er diesen verlassen, verfallenen Ort zum ersten Mal sah. Das Ungewöhnliche an unseren Zusammenkünften reizte ihn als etwas Einzigartiges. Schon früh hatte ich begriffen, dass ihn Morbides faszinierte.

Heute Abend waren wir zum dritten Mal hier. Wir trafen kurz vor Ausbruch des Unwetters ein. Wie üblich hatten wir einen Picknickkorb mit unserem Abendessen dabei. Zu der Mahlzeit sollte es nicht mehr kommen. Ich hatte den Wein gerade so weit mit Betäubungsmitteln versetzt, dass sein Verstand vernebelt war und er mir willenlos gehorchte. Als er dann apathisch, betäubt und reglos dasaß, offenbarte ich ihm, wer ich war und warum er hier war.

Und ich lachte! Ich lachte ihn aus, genau wie er damals über mich gelacht hatte, als die Polizei mich strampelnd und schreiend abführte. Sie hätten auch gelacht, wenn Sie sein Gesicht gesehen hätten!

Als ich den Revolver zog und ihm ankündigte, ihn zu erschießen, kauerte er wie ein krankes Tier am Boden, wimmerte und bettelte um Gnade – um jene Gnade, die er mir einst verwehrt hatte. Doch ich lachte nur weiter! Er rappelte sich taumelnd auf und ging auf mich zu. Vermutlich glaubte er bis zuletzt nicht, dass ich meine Drohung wahr machen würde. Ich wich vor ihm zurück und drängte ihn ins Schlafzimmer. Als er auf mich zustürzte, um mir die Waffe zu entreißen, und dabei gegen das Bett stolperte, drückte ich ab. Er fiel quer über das Bett – mausetot.«

»Wo ist die Waffe?«, fragte Alan trocken.

Ihre Augen verengten sich zu Schlitzen. »Ich habe sie unter Bett geworfen. Sein Blut hat mein Kleid beschmutzt – sehen Sie selbst! Nach einer Weile ging ich hinaus, um mit dem Auto in die Stadt zu fahren, aber es regnete so stark, dass ich schon vor der Scheune völlig durchnässt war. Also kehrte ich ins Haus zurück. Dann hörte ich Sie an der Vordertür hereinkommen. Ich bekam furchtbare Angst, da ich geglaubt hatte, hier draußen mutterseelenallein zu sein. Ich schloss die Schlafzimmertür ab, als ich Sie die Treppe heraufkommen hörte ... den Rest kennen Sie ja.«

Wir schwiegen für einige Augenblicke.

Dann sagte Alan unvermittelt: »Ich möchte ihn mir noch einmal ansehen.«

Die Frau stand langsam auf, und wir stiegen gemeinsam

wieder die Treppe hinauf. An der Schlafzimmertür legte sie eine fiebrig heiße Hand auf die meine; ich spürte, wie ein Schauer durch ihren Körper lief. Doch als wir vor der kalten, leblosen Gestalt standen, war ihr Gesicht vollkommen ausdruckslos und starr.

Halb verfangen in der Spitze der Tagesdecke – dort, wo er hingefallen oder hingeschleudert worden war, als MacPherson gegen das Bett gestürzt war – lag der Revolver. Das Licht der Laterne war zwar nicht grell, leuchtete den Raum jedoch weit besser aus als Alans Taschenlampe, weshalb die Waffe uns zuvor entgangen war.

Alan sah sie einen Moment lang prüfend an. Ich konnte seine Gedanken nicht erraten. Dann gab er uns ein Zeichen, ihm nach unten zu folgen.

Das monotone Tropfen des Regens machte mich schläfrig. Wir kauerten schweigend auf dem Boden vor dem Herd, während die Frau gedankenverloren ins Leere starrte. Nach einer Weile nickte ich ein, an Alans Schulter gelehnt.

Als ich erwachte, graute bereits der Morgen – und sie war verschwunden!

»Alan!«, rief ich und rüttelte ihn sanft wach. »Sie ist weg!«

»Ja, ich weiß. Ich habe gesehen, wie sie ging.«

»Aber ...«

»Wer sind wir, dass wir über sie urteilen dürften?«, fragte er leise.

IV

Zwei Tage später las ich in einer New Yorker Zeitung die Schlagzeile:

*Judson MacPherson, bekannter Richter am Strafgericht,
begeht Selbstmord in verlassenem Anwesen in den Cats-
kill Mountains.*

Darunter folgte ein ausführlicher, halber Spaltenbericht über den Vorfall. MacPherson habe sich in finanziellen Schwierigkeiten befunden und den feigen Ausweg gewählt, so hieß es in dem Blatt. In einem Abschiedsbrief habe er seinen Freitod angekündigt und den Ort angegeben, an dem man seine Leiche finden würde. Zudem berichtete der Artikel, es habe seine Freunde völlig überrascht, dass er vor Kurzem heimlich eine junge, wunderschöne Schauspielerin geheiratet habe. Dem Bericht war ein Foto seiner Braut beigelegt.

Das wehmütige, fast tragische Gesicht auf dem Foto gehörte ohne jeden Zweifel der Frau, die behauptet hatte, ihn ermordet zu haben!

Ich starrte Alan fassungslos an, als ich ihm die Zeitung reichte.

»Hat sie gelogen?«, brachte ich mühsam hervor.

Er schüttelte den Kopf.

»Wenn ja, war sie eine verdammt gute Schauspielerin«, erwiderte er. »Aber eines steht fest: Die Wahrheit werden wir nie erfahren. So oder so hat er seinen eigenen Tod herbeigeführt.«